

# AM DRITTEN UFER DES RHEINS

## Eine Lerngeschichte zu Global Citizenship

### Das dritte Ufer des Flusses

João Guimarães Rosa

Unser Vater war ein pflichtbewusster Mensch, ordentlich, positiv; er war es seit seiner Kinder-, seit seiner Knabenzeit gewesen, nach dem zu schliessen, was verschiedene vernünftige Personen bezeugen, die ich darüber um Auskunft befragt habe. Soweit ich mich selbst erinnere, war er weder absonderlicher noch trauriger als die anderen unserer Bekannten. Nur still. Unsere Mutter war's, die das Heft in der Hand hielt, die uns Kinder im Alltag schalt - meine Schwester, meinen Bruder und mich. Es geschah aber, dass mein Vater eines gewissen Tages ein Kanu für sich machen ließ.

Und zwar ernsthaft. Er bestellte ein besonderes Kanu aus Vinhatíco-Holz, klein, innen im Heck das knappe Sitzbrett, gerade breit genug für den Ruderer. Es musste jedoch tadellos gefertigt sein, extra stark und kräftig gebogen, und geeignet, seine zwanzig oder dreißig Jahre im Wasser auszuhalten. Unsere Mutter schwor sich heftig gegen den Einfall. Hatte er, der doch von dergleichen Dingen nichts verstand, mit einemmal vor, sich dem Fischen oder Jagen zu widmen? Unser Vater sagte nichts. Unser Haus lag zu jener Zeit noch naher am Fluss, keine Viertellégua weit: Der Fluss rollte dort mächtig, stumm und tief wie immer. So breit, dass man kaum die Form des anderen Ufers sehen konnte. Und ich kann nicht den Tag vergessen, an dem das Kanu fertig wurde.

Nicht fröhlich und nicht besorgt, setzte unser Vater den Hut auf und entschloss sich zu einem Adieu für uns alle. Nichts sprach er sonst, packte weder Proviantstasche noch Bündel, gab uns auch keinerlei Ratschläge. Unsere Mutter, wir glaubten, sie würde loswüten, aber sie war nur schlohbleich, biss sich auf die Lippe und wettelte: „Geh, bleib weg, komm nie wieder!“ Unser Vater liess die Antwort in der Luft hängen. Blickte mich sanft an, winkte, ich solle ein paar Schritte mitkommen. Zwar fürchtete ich den Zorn unserer Mutter, doch ich gehorchte alsbald, schicklich. Die Sache, so wie sie lief, brachte mich in Eifer, so dass ich sogar fragte: „Vater, nehmen Sie mich mit in Ihrem Kanu, ja?“ Er drehte sich jedoch nur nochmals nach mir um, gab mir seinen Segen und schickte mich mit einer Gebärde zurück. Ich tat, als machte ich kehrt, drehte mich aber doch nochmal um, in der Waldgrube, um mich zu vergewissern. Unser Vater bestieg das Kanu, band es los und machte sich ans Rudern. Und das Kanu legte ab und glitt dahin - sein Schatten ging mit, gleich groß, wie ein Kaiman, lang gestreckt, länglich.

Unser Vater kam nicht wieder. Und doch war er irgendwohin gegangen. Und führte nur seine Erfindung aus, auf der Fläche des Flusses zu verharren, zwischen einer Hälfte und der anderen, immer in seinem Kanu, um nicht mehr auszusteigen, nie mehr. Die Seltsamkeit dieser Wahrheit genügte, um alle Leute erstarren zu lassen. Was es gar nicht gab, das geschah. Die Verwandten, die Nachbarn und unsere Bekannten taten sich zusammen, um gemeinsam zu beraten.

Unsere Mutter, zwar beschämt, benahm sich jedoch so vernünftig, dass alle von unserem Vater vermuteten, was sie nicht auszusprechen wagten: Wahnsinn! Nur einige meinten, es könne sich auch um die Erfüllung eines Gelübdes handeln; oder dass unser Vater, wer weiß, vielleicht fürchtete, an einer hässlichen Krankheit wie dem Aussatz zu leiden und daher in ein anderes Daseinslos flüchtete, nahe und doch fern von seiner Familie. Die Stimmen, die gelegentlich Nachrichten brachten - Viehtreiber, Uferbewohner, selbst solche von der entlegenen anderen Seite -, wussten, unser Vater tauche nie in der Nähe des Ufers auf, um etwa an Land zu gehen, an keiner Kante noch Biegung, nicht tagsüber und auch nicht des Nachts, er schippere nur auf dem Fluss, einsam, einsiedlerisch. Daher kamen auch unsere Mutter und unsere Verwandten zu dem Schluss: dass der Proviant, den er im Kanu verborgen hielt, verbraucht werde und dass der Vater entweder an Land gehen und sich für immer auf die Walze machen würde, was dann wenigstens mit seiner Handlungsweise übereinstimmte, oder aber dass er sein Treiben bereuen und ein für allemal heimkehren werde.

Was ein Irrtum war. Ich selber hatte mir vorgenommen, ihm Tag für Tag eine Handvoll gestohlenen Essens zu bringen. Die Idee kam mir gleich am ersten Abend, als unsere Leute versuchsweise ein Reisigfeuer am Flussufer ansteckten, während man im Flammenschein rief und betete. Am nächsten Tag dann erschien ich mit braunem Zucker, mit einem Laib Maisbrot, mit einem Bündel Bananen. Endlich, nach einer Stunde, die nur zu langsam verstrich, entdeckte ich unseren Vater, ganz allein, weit weg, im Heck des Kanus hockend, mitten auf der glatten Fläche des Flusses. Er sah mich, ruderte aber nicht zu mir heran, machte auch kein Zeichen. Ich zeigte ihm das Essbare, verstaute es in einer Steinmulde des Flusshangs, in Sicherheit vor stöbernden Tieren und geschützt vor Tau und Regen. Und das wiederholte ich, wieder und

# AM DRITTEN UFER DES RHEINS

## Eine Lerngeschichte zu Global Citizenship

wieder, eine ganze Zeitlang. Und erlebte, viel später, die Überraschung: dass unsere Mutter von meiner selbstgewählten Aufgabe wußte und nur so tat, als wisse sie nichts davon; doch sie selber leistete meinen Bemühungen Vorschub und legte mir Speisereste bereit. Unsere Mutter verriet nicht, wie es um sie bestellt war.

Sie ließ unseren Onkel, ihren Bruder, kommen, damit er auf der Fazenda und bei den Geschäften helfe. Ließ auch den Lehrer für uns, die Kinder, kommen. Beauftragte den Priester, er solle eines Tages seinen Ornat am Flussufer anlegen, unseren Vater beschwören und ihn zu seiner Pflicht aufrufen, dass er seinen trostlosen Starrsinn aufgebe. Vom anderen Ufer kamen auf ihre Veranlassung hin die beiden Soldaten, um ihm Angst einzujagen. Doch all das nützte nichts. Unser Vater fuhr auf der Weite des Flusses dahin, mal sichtbar, mal verschwommen, kreuzte in seinem Kanu, ohne jemanden auf Reich- oder Sprechnähe heranzulassen. Selbst als vor gar nicht langer Zeit Männer von der Zeitung kamen, die ein Boot mitbrachten und ihn zu knipsen versuchten, hatten sie kein Glück, denn unser Vater entschwand gegen das andere Ufer hin und versteckte seinen Bug im Moor, das sich léguasweit zwischen Röhricht und Buschwald hinzieht und von dessen Düsternis er Handbreit für Handbreit kennt.

Es blieb uns nichts übrig: Wir mussten uns mit der Sache abfinden. Obwohl wir uns in Wahrheit trotz aller Mühe nie damit abfanden. Was mich anging, so weiß ich, dass ich, ob ich wollte oder nicht, innerlich immer bei meinem Vater war, was all mein Denken verdrängte. Schlimm daran war nur, dass wir um nichts auf der Welt begreifen konnten, wie er das aushielt. Bei Tag und Nacht, bei Sonne oder Regengüssen, Hitze, Nachttau, bei der schrecklichen Kältewelle der Jahresmitte, ohne nennenswerten Schutz, nur mit einem alten Hut auf dem Kopf, all die Wochen hindurch und Monate, und die Jahre - von dem Verrinnen des Lebens gar nicht zu reden. Er berührte nicht die beiden Ufer, nicht die Inseln und Sandbänke des Flusses, betrat weder Erde noch Gras. Um den nötigen Schlaf zu bekommen, machte er sicher sein Boot heimlich an irgendeiner Inselspitze fest. Zündete jedoch kein Feuerchen am Ufer an, hatte keine Lampe bei sich, riss nie ein Streichholz an. Was er an Essen verzehrte, war so gut wie nichts; selbst von dem, was wir zwischen den Wurzeln der Gameleira oder in dem kleinen Felsennest des Uferhangs für ihn bereitlegten, holte er sich wenig, kaum das Kargste. Wurde er davon nicht krank? Und die unablässige Kraftanstrengung, um sich in seinem Kanu zu behaupten, zumal um dem Übermaß von Überschwemmungen und Hochwasser zu widerstehen, wenn durch die Wucht der mächtigen Flussströmung alles gefährlich ins Wirbeln gerät, tot Tierleiber und

Baumstämme, aus Angst vor dem Zusammenstoßen. Er sprach nie mehr ein Wort, mit keiner Menschenseele. Auch wir sprachen kaum mehr von ihm. Man dachte nur an ihn. Nein, unseren Vater konnte man nicht vergessen, und wenn man ihn einmal um ein Kleines vergaß, erwachte die Erinnerung im Verlauf anderer Schrecken ganz plötzlich nur um so lebendiger.

Meine Schwester heiratete; unsere Mutter wollte keine Feier. Denn wir dachten an Um, wenn wir ein schmackhaftes Essen verzehrten, wir dachten an ihn, wenn wir in eiskalten Regennächten gemütlich zu Hause saßen und er schutzlos einhändig mit einer Kalebasse mühsam das Wasser aus seinem Kanu schöpfen musste. Dann und wann meinte einer unserer Bekannten, ich würde unserem Vater immer ähnlicher. Doch ich wußte, dass er jetzt langsam einen Wollkopf besaß, bärtig war, lange Fingernägel bekam, verhärtet und hager aussehen musste, schwarz von der Sonne und vom Haarwuchs, wie ein Tier, dazu fast nackt, selbst wenn er die Kleidungsstücke holte, die wir ihm von Zeit zu Zeit in sein Versteck legten.

Er wollte nichts mehr von uns wissen; liebte er uns nicht? Doch wenn man mich wegen irgendeiner Handlungsweise lobte, sagte ich stets aus Anhänglichkeit und Achtung zu ihm: „Vater hat mich das einmal gelehrt ...“, was nicht eben stimmte und zutraf, was Lüge war statt Wahrheit. Wenn er also nicht mehr an uns dachte, wenn er nichts mehr von uns wissen wollte, warum fuhr er dann nicht den Fluss hinauf oder hinunter, in eine andere Gegend, weit weg, ins Unauffindbare? Das wußte nur er. Und nun bekam meine Schwester einen Sohn, sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ihm den Enkel zu zeigen. So gingen wir alle an den Flusshang, es war ein schöner Tag, meine Schwester im weißen Kleid, ihrem Hochzeitsstaat, sie hob das Kindchen hoch, ihr Mann hielt den Sonnenschirm zum Schutz über sie. Wir riefen, warteten. Unser Vater erschien nicht. Meine Schwester weinte, wir alle fielen einander in die Arme und weinten mit.

Meine Schwester zog mit ihrem Mann weit fort. Mein Bruder machte auch Pläne und ging in eine Stadt. Die Zeiten änderten sich im raschen Langsam der Zeiten. Schließlich verließ uns auch unsere Mutter und zog zu meiner Schwester, sie war alt geworden. Ich als einziger blieb da. Da mir der Sinn nicht nach Heirat stand, blieb ich zurück, mit dem Gepäck des Lebens. Unser Vater brauchte mich, ich weiß es - auf seiner Irrfahrt, in der Einöde des Flusses -, ohne den Grund zu seiner Tat zu nennen. Das heißt: Als ich ihn wirklich wissen wollte und angestrengt nachforschte, wurde mir folgendes aus zweiter Hand berichtet: Es hieß, unser Vater habe einmal dem Mann,

# AM DRITTEN UFER DES RHEINS

## Eine Lerngeschichte zu Global Citizenship

der das Kanu für ihn gebaut hatte, eine Erklärung anvertraut. Doch der Mann war tot, und kein Mensch wußte Bescheid, keiner erinnerte sich auch nur an das Geringsste. Ich stieß nur auf erfundenes, sinnloses Geschwätz wie auf jenes ganz zu Anfang, als die ersten Überschwemmungen des Flusses kamen mit Dauerregen, als alle das Ende der Welt befürchteten und sagten: unser Vater habe Bescheid gewusst wie Noah und habe daher rechtzeitig sein Kanu bestellt; jetzt erinnere ich mich wieder halb daran, ich konnte meinen Vater nicht verleugnen. Man deutete schon auf die ersten weißen Strähnen in meinem Haar.

Ich bin ein Mann trauriger Worte. Woran trug ich nur soviel, soviel Schuld? Daran, dass mein Vater für mich nichts war als zu viel Abwesenheit: und der Fluss ... Fluss ... Fluss ... in einem fort.

Ich krankte bereits am Beginn des Alters - das Leben war nichts als Verzug. Ich selber hatte Beschwerden, Beklemmungen im Unterleib, litt an Ermüdungserscheinungen, schlug mich herum mit Gelenkschmerzen. Und er? Woran? Sicherlich litt er noch viel mehr. Mussten in seinem Alter seine Kräfte nicht früher oder später nachlassen, musste sein Kanu dann nicht umschlagen oder steuerlos in der Strömung treiben, um Stunden später in einer Stromschnelle oder in der Wut eines Wasserfalls zu kentern, und er dabei den Tod finden? Der Gedanke schnürte einem das Herz zu. Er war da, ohne meine Ruhe. Ich bin schuldig an etwas, was ich nicht einmal weiß, leide an unaufgeklärter Qual vor meinem inneren Gericht. Ich wüsste es - wenn die Dinge anders wären.

Und ich kam auf eine Idee.

Ohne Vorbereitung. Bin ich verrückt? Nein. In unserem Haus fiel nie das Wort "verrückt", nie, es wurde die ganzen Jahre nicht ausgesprochen, niemand wurde mit verrückt bezeichnet. Niemand ist verrückt. Oder alle sind es. Ich tat nur eines: Ich ging hin. Mit einem Taschentuch, damit mein Winken sichtbar war. Ich war ganz bei mir. Ich wartete. Endlich tauchte er auf, da und dort, sein Umriss. Er saß am Heck. Er kam, auf Rufweite. Ich rief, einige Male. Und sagte, was mich trieb, geschworen und erklärt, ich musste meine Stimme anstrengen: „Vater, Sie sind alt, Sie haben das Ihrige getan ... Kommen Sie, Sie brauchen es nun nicht mehr ... Kommen Sie, mein Vater, ich will jetzt gleich; sofort, wenn es uns beiden recht ist, Ihre Stelle übernehmen, Ihren Platz im Boot ...!“ Und während ich so sprach, schlug mein Herz im richtigsten Takt.

Er hörte mich an. Stand im Boot auf. Ruderte uferwärts, Bug voraus, einverstanden

mit mir. Und plötzlich befahl mich ein Zittern, zutiefst: denn er hatte vorher den Arm gehoben und mit der Hand gewinkt - zum ersten Mal seit so vielen abgelaufenen Jahren! Und ich konnte es nicht ... Entsetzt, mit zu Berge stehenden Haaren, rannte ich fort, floh, machte mich kopf- und sinnlos davon. Weil er mir, nämlich aus dem Irgendwo zu kommen schien. Und ich bitte, bitte, bitte um Vergebung.

Ich litt die schlimme Kälte der Ängste, ich erkrankte. Ich weiß, dass niemand mehr je von ihm erfuhr. Bin ich nach diesem Versagen noch ein Mann? Ich bin der, der nicht geboren ist, der, der stumm bleiben wird. Ich weiß, dass es nun zu spät ist, und fürchte, dass ich mein Leben im Seichten der Welt abkürzen werde. Hoffe aber, dass man mich wenigstens im Todesfall packen und in ein unscheinbares Kanu setzen wird, und das Ganze in jenes weitufige Wasser, das nicht anhält: und ich flussabwärts, flussfortwärts, flussauswärts - den Fluss.

### Quelle:

*João Guimarães Rosa: Das dritte Ufer des Flusses. Erzählungen. Köln 1975, S. 31-36.*